

## **Was übrig bleibt... Überlegungen aus Sicht des Historikers und Sammlers\***

**von Rudolf Holbach**

Der britische Sozialanthropologe Michael Thompson beginnt seine Theorie des Abfalls, 1979 erstmals erschienen, mit einer Scherzfrage und dem wenig appetitlichen Vergleich zwischen dem Reichen, der das angebrauchte Taschentuch in die Tasche steckt, und dem Armen, der es erst gar nicht benutzt. Er nimmt dies zum Anlass, um Überlegungen darüber anzustellen, was eigentlich aufbewahrt und was weggeworfen wird und von welchen Kriterien die jeweilige Entscheidung abhängt. Wichtig ist zwar nicht zuletzt der Unterschied im Status und Besitz von Akteuren. Die einen verfügen über viele Dinge, sind folglich in der Lage, mehr zu entsorgen, die anderen hingegen als kaum Begüterte haben grundsätzlich weniger Möglichkeiten, sich von Gegenständen zu trennen. Zugleich zeigt sich aber – und dies ist Kern der Rubbish Theory –, dass das Behalten, das (vorläufige oder dauerhafte) Übrig bleiben, das Entsorgen, das Zerstören und Verloren gehen nicht nur ökonomischen Gesetzen unterliegen, sondern dass sie wesentlich mit kulturellen Kategorien zu tun haben. Gegenstände (und dazu gehören aus dem Blickwinkel des Historikers oder der Historikerin auch Textzeugnisse) werden nämlich als wertvoll, als wertlos oder sogar als negativ eingestuft, wobei die jeweilige Zuweisung und die Ordnung der Dinge in Abhängigkeit von sozialen Konstellationen dem historischen Wandel unterliegt. Hinzu kommt, dass die Verbindung mit anderen Dingen – zumindest vorübergehend – die Einstufung eines Gegenstandes ändern oder neutralisieren kann. Das gilt beim erwähnten Beispiel für den Inhalt des Taschentuchs, aber vor allem für jene Alltagsdinge, die – eigentlich Müll oder belanglos – im Rahmen handwerklicher und künstlerischer Tätigkeit ästhetisch aufgewertet, z.T. dabei aber auch verformt und verfremdet werden, so die aus weggeworfenen Metall Dosen in Afrika hergestellten Blechautomobile oder jene verdrehten Büroklammern, deren Foto-

serie das Cover eines 2001 erschienenen Bandes mit dem Titel „Sammeln Ausstellen Wegwerfen“ zielt. Speziell kann es um Objekte selbst von geringem materiellen Wert gehen, die entweder einen besonderen Erinnerungswert besitzen oder aber durch einen bewussten Akt in eine Sammlung eingefügt, damit in Beziehung zu gleichartigen Dingen gesetzt und zugleich vor dem Vergessen gerettet werden.

Es gibt jedenfalls – so Thompson – eine ständige „Auf-, Um- und Entwertung von Dingen“, so dass einiges aus der Mode gerät – wie wir es auch in dieser schönen Ausstellung sehen – und vielleicht entsorgt wird, anderes aber, was einst billig war oder durch Verfall geworden ist, plötzlich erheblich an Bedeutung gewinnt. Es erlebt dann eine Werttransformation und wird vom Vergänglichen zum Dauerhaften. Dies kann – wie angedeutet – individuell geschehen, weil evtl. vergessene, dann aber wieder aufgefundene Gegenstände besondere persönliche Erinnerungen hervorrufen bzw. mit diesen verknüpft sind. Die Werttransformation kann aber auch ein kollektives Phänomen sein und im Rahmen des Sammelns eine ganze Objektgruppe wie Bilder, Figuren oder bestimmtes Spielzeug betreffen. Ursächlich für solche Entwicklungen sind nach Thompson bisweilen auch Ketten von „kreativen Sprüngen“ einzelner, die ihre Nachfolger finden. Entscheidend ist für ihn aber, dass „physischen Objekten als Folge der Prozesse des menschlichen sozialen Lebens bestimmte wichtige Eigenschaften verliehen werden“, wobei aus historischem oder sozialwissenschaftlichem Blickwinkel von speziellen Interesse ein Aufeinandertreffen unterschiedlicher Einschätzungen der Sammelwürdigkeit oder historisch gesprochen des Quellenwerts ein und derselben Sache oder Objektgruppe ist. Wo dieser aber ein solcher Wert zugeschrieben wird, tritt zugleich ein Prozess der Gedächtnissicherung durch die Aufbewahrung an bestimmter Stelle bzw. in bestimmter Form ein, z.B. in einem dafür vorgesehenen Behältnis, einem Schrank, einer Schublade, Kiste, Kassette oder einem Album. Wenn man Krzysztof Pomian folgt, werden solche in Sammlungen aufgenommene Gegenstände zugleich aus dem ökonomischen Kreislauf

herausgenommen, sind Gegenstände ohne Nützlichkeit und erlangen eine neue Qualität, indem sie zu Bedeutungsträgern, zu sog. Semiophoren, und – wenn sie ausgestellt sind – Teil einer Kommunikation zwischen den Betrachtenden und einem „Unsichtbaren“ werden.

Im Folgenden möchte ich – z.T. in Anschluss an Pomian und andere – noch einige weitere kurze Überlegungen zu dem, was entsorgt oder aufgehoben wird, was vergessen wird oder an was man sich ständig oder irgendwann wiederum erinnert, aus Sicht des Historikers und Sammlers anfügen. Eine wichtige Rolle für die Erhaltung und den Umgang mit Artefakten (auf Naturfakte möchte ich hier verzichten) spielt – wie kaum überraschen wird – ihre Materialität. Damit ist zunächst die Beständigkeit, die Seltenheit und der ökonomische Wert gemeint. Von dem, was nicht leicht entzwei geht und viel gekostet hat, wird man sich gar nicht oder schwerer trennen als von minderwertigen und beschädigten Dingen. Gerade beständigeres bzw. kostbareres Material wird aber auch benutzt, um für wichtig gehaltene Ereignisse, Personen und anderes dauerhaft für die Nachwelt festzuhalten. So meißelt man in Stein, sucht Erfolge auf Medaillen aus Edelmetall zu verewigen, nimmt Pergament statt Papier. Die Materialauswahl hat zugleich Auswirkungen auf die Rezeption. Denn sowohl die ursprüngliche Besitzerin oder der Besitzer als auch die Nachfolgenden werden durch die Materialität des Gegenstandes zu einer Bewertung veranlasst, die ihm mehr oder weniger Bedeutung für die Erinnerung zuspricht.

Für das Sammeln und Bewahren sind, wie Pomian ausgeführt hat, neben der Materialität die Form, die Herkunft – etwa der Erwerb durch eine bestimmte Person – oder der exotische Ursprung von erheblichem Belang. Aber auch die Größe, die Beweglichkeit und Möglichkeit sinnlicher Erfahrung beeinflussen die Erinnerung und die Bereitschaft, etwas zu erhalten oder sich von ihm zu trennen. Die mittelalterliche Burg oder der Brunnen im Stadtbild, die man ständig vor Augen hat und denen man sich nicht

entziehen kann, haben eine andere Wirkung als die schriftliche Quelle, in denen über sie berichtet wird. Wie sehr unser kollektives Gedächtnis und eine daraus entstehende gemeinsame Identität von geographischen und anderen Orten abhängen, haben französische Forscher wie Pierre Nora herausgestellt. Die Dreidimensionalität hebt Geschichtsdidakterinnen und -didaktiker immer wieder als besondere Qualität von sichtbaren, anfassbaren und möglicherweise sogar begehbaren Sachquellen hervor, die so zur „Veranschaulichung“ einer eigentlich „unanschaulichen“ Geschichte beitragen, und dies lässt sich auch auf die private Erinnerung übertragen. Das heißt freilich nicht, dass unsere Bereitschaft, zu behalten und zu erhalten, bei größeren dreidimensionalen Gegenständen grundsätzlich höher wäre als bei kleineren oder gar bei schriftlichen. Vielmehr kann genau das Gegenteil der Fall sein. Zum einen kann gerade Kleinheit und Feinheit das Aufheben und Sammeln fördern wie bei jenen Netsukes der jüdischen Bankiersfamilie Ephrussi, deren Geschichte Edmund de Waal in seinem berührenden Buch „Der Hase mit den Bernsteinaugen“ beschreibt; hier ist es auch nur die geringe Größe der Gegenstände, die sie – über die Schürzentasche der Hausangestellten einzeln herausgeschmuggelt – die NS-Zeit überdauern lässt. Zum anderen ist gerade auch auf kleinem Raum eine Erinnerungsverdichtung möglich.

Dies gilt nicht zuletzt für schriftliche Zeugnisse: „Sofern etwas unter allen vergänglichen Dingen dauerhaft ist, lieber Hausvater, so ist die Niederschrift nach vieler trefflicher Leute Zeugnis das allerlangwierigste und für ewige Zeit dauerhaftigste Werk. Denn was von dem Menschen immer geredet, gehört, geschehen, getan und gelassen wird, das stirbt auch gemeinhin mit dem Menschen oder, wenn es schon eine Zeitlang durch Erzählung und Nachberichtung bleibt, so verfällt es doch gern bald oder wird nicht eigentlich oder recht behalten, denn der Menschen Gedächtnis ist schwach und vergesslich. Deshalb hat Gott der Herr die wunderschöne Schreibkunst gegeben, dass dadurch der Schwachheit und Vergesslichkeit menschlicher Memorien und Gedächtnis geholfen werden mag, welche alle

geschehenen Dinge in einer Unsterblichkeit erhält und was vergessen und verstorben ist, wiederum erneuert, hervorbringt und lebendig macht“. Solche recht optimistischen Bemerkungen über die Wirkungsmacht der Schrift für die menschliche Erinnerung gehören zur Einleitung eines der bedeutendsten Ego-Dokumente des 16. Jhs., des von 1518-1577 reichenden Liber iuventutis als Teil der Gedenkbücher über das Haus Weinsberg, den der Kölner Chronist Hermann Weinsberg seinem künftigen Nachfolger als Familienoberhaupt widmete.

Aus seiner Formulierung ergibt sich zugleich, dass wir die Unterscheidung zwischen Tradition und Überrest im Auge behalten müssen, die Historikerinnen und Historiker im Anschluss an Ernst Bernheim zur Kategorisierung von Quellen benutzen, nämlich die geformte Überlieferung für die Nachwelt einerseits und die unabsichtliche unmittelbare Erhaltung andererseits, wobei auf die Problematik dieser Trennung hier nicht eingegangen sei. Letzterer Quellengruppe, dem Überrest, wird jedenfalls nach Bernheim erst nachträglich Bedeutung zugeschrieben. Bei der Tradition dagegen verleiht der Urheber seinem Erzeugnis von vornherein einen Wert für die Zukunft; es ist damit auf Erhaltung angelegt, sofern sich die Nachfolgenden nicht davon distanzieren. Allerdings ist sich schon Hermann Weinsberg im 16. Jh. der Lückenhaftigkeit, d.h. der bewussten bzw. unbewussten Selektion, und durchaus auch der Subjektivität seiner Darstellung mit der Gefahr von Verformung und Fehlakzentuierung bewusst: Eigentlich notwendige Dinge fehlen, weil er *zum teil eilte und nit alles bedenken kunte*, weil er gestört und von anderen Geschäften abgehalten wurde; vieler Dinge ist *nit gedacht ader wol bedacht und widder vergessen worden*. Auch bei der schriftlichen Überlieferung haben wir es also mit Übrigbleiben, Entsorgen oder Umgestalten und der Gefahr „selektiver Aufmerksamkeit“ zu tun – um eine Formulierung des Hirnforschers Wolf Singer aufzugreifen.

In welchem Maße aber Emotionen das Bewahren, Sammeln oder Wegwerfen und die Erinnerung beeinflussen, soll in diesem Zusammenhang nicht weiter thematisiert werden; die Ausstellung macht gerade diesen Aspekt – so finde ich – sehr schön deutlich, ebenso die Bedeutung von existenziellen Krisensituationen. Dass mit Gegenständen verknüpfte Emotionen wesentlich auch mit der Nähe zur eigenen Person und Familie und ihrem Erleben zu tun haben, liegt auf der Hand.

Ich möchte ansonsten hier noch ganz knapp einige andere Gesichtspunkte nennen: Für das Aufbewahren und die Erhaltung ist von großem Belang neben dem sozialen Kontext nicht nur die Raumkapazität des Besitzers oder der Besitzerin, sondern auch dessen oder deren Standortgebundenheit bzw. Mobilität. Das Thema Umziehen, Reisen, Mitbringen und Wegwerfen verdient – wie auch die Ausstellung zeigt – besondere Aufmerksamkeit. Im Zusammenhang mit der Geschlechterdifferenz ist zu beachten, inwieweit Gegenstände weiblich oder männlich konnotiert sind und ob sie in den Besitz von Personen anderen Geschlechts geraten sind. Der Wahrnehmung und Aufbewahrung von Objekten kann neben dem ökonomischen und künstlerisch-ästhetischen Wert auch die Nähe zu Personen, Orten und Ereignissen förderlich sein, denen in der Gesellschaft besondere Bedeutung zugeschrieben wird. Ebenso wirkt sich die ursprüngliche oder noch aktuelle rechtliche Funktion aus: Erinnerung sei nur an Urkunden, Zeugnisse u.ä., die man eher und länger aufbewahren wird als Alltagschriftgut. Der Stellenwert von Religion im persönlichen Leben oder in der Gesellschaft allgemein beeinflusst den Umgang mit entsprechenden Erinnerungstücken erheblich. Wichtige Lebensstationen sind mit Religion verbunden, ebenso wie religiöse Praktiken, z.B. von Katholikinnen und Katholiken durchgeführte Wallfahrten, zum Erwerb oder Aufbewahren von jenen Andenken veranlassen konnten, die eventuell nachfolgende Besitzerinnen und Besitzer nicht mehr in gleichem Maße, aber Sammler (so wie ich) wiederum wertschätzen. Der Kauf, das Aufheben, Vergessen oder Wegwerfen von Gegenständen ist vor allem von ihrer Prestigeträchtigkeit und

ihrer Funktion im Rahmen sozialer Integration und Distinktion abhängig. Wir wissen uns im Besitz bestimmter Gegenstände mit anderen verbunden und einer bestimmten Gruppe zugehörig und beziehen hieraus einen Teil unserer Identität, die auch in kollektiver Erinnerung bestehen kann. Zugleich unterscheiden wir uns mehr oder weniger bewusst von anderen. Dies gilt gerade für spezialisierte Sammlerinnen und Sammler, wobei auch danach zu fragen ist, ob und inwieweit die Aufbewahrung und Erfassung zusätzlich durch Institutionen oder Werbung gefördert bzw. gebremst wird. Ein wesentlicher Aspekt, wie Gegenstände von uns kategorisiert und wertgeschätzt werden, ist nicht zuletzt die Art und Weise, wie sie uns präsentiert werden oder erscheinen. Ob ein Objekt als „gebraucht“ oder als „antik“ angeboten wird, ob es sich in einem Sammelsurium von Alltagsdingen befindet, zu einem Ensemble gleichartiger Gegenstände gehört oder einzigartig dasteht und hier auch im Museum durch Licht oder andere Mittel unterstützt wird – die Aura, die es entfaltet, unsere Fähigkeit, es wahrzunehmen und unsere Neigung, sich mit ihm zu befassen, wird unterschiedlich sein.

Dass auch die Kuriosität von Dingen zu ihrer Aufbewahrung führen kann, sei abschließend erwähnt. Als mich unsere jüngere Tochter als Kind einmal fragte, was sie sammeln könne, zeigte ich ihr – da wir uns gerade auf einer Reise befanden –, scherzhaft eine Tüte gegen Übelkeit und meinte, dies sei doch ein recht interessanter Sammelgegenstand. Sie hat dies als witzige Idee empfunden und – wenngleich nicht ganz ernsthaft – entsprechende Objekte zu einem Ensemble zusammengefügt. Inzwischen haben sich Air-Sickness-Bags in der Tat zu einem beliebten Sammelgegenstand entwickelt – der Holländer Niek Vermeulen besaß bei der letzten Zählung nicht weniger als 5468 „Prullenzakjes“ – und es bis ins Feuilleton der Welt und der Zeit geschafft. Wenn ein TV-Komiker und –moderator wie Wigald Boning Nasenhaarschneider zusammenträgt und über sein ernsthaftes Bestreben zum Erhalt von anderen weggeworfener Einkaufszettel das Buch „Butter, Brot und Läusespray“ geschrieben hat, zeigt dies, was alles mög-

lich ist und dass man beim „Übrig bleiben“ immer wieder Überraschungen erleben kann.

\*Leicht überarbeitete Fassung eines Kurzvortrags am 05. 04. 2013 bei der Veranstaltung „Entscheidungssache? Warum Dinge übrig bleiben“ im Rahmenprogramm zur Ausstellung „Was übrig bleibt“ im Ullmann-Haus in Oldenburg, die von Studierenden des Studiengang „Museum und Ausstellung“ der Carl von Ossietzky Universität konzipiert und organisiert wurde.

Der Beitrag stützt oder bezieht sich vor allem auf folgende Literatur:

Fried, Johannes: Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik, München 2004

Pomian, Krzysztof: Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln (Wagenbachs Taschenbuch 302), Berlin 1998

Reeken, Dietmar von: Gegenständliche Quellen und museale Darstellungen, in: Geschichtsdidaktik. Praxishandbuch für die Sekundarstufe I und II, Berlin 2003, S. 137-150

Sammeln, ausstellen, wegwerfen, hg. v. Gisela Ecker u.a. (Kulturwissenschaftliche Gender Studies 2), Königstein 2002

Thompson, Michael: MüllTheorie. Über die Schaffung und Vernichtung von Werten, neu hg. v. Michael Fehr, Essen 2003

Windmüller, Sonja: Die Kehrseite der Dinge. Müll, Abfall, Wegwerfen als kulturwissenschaftliches Phänomen (Europäische Ethnologie 2), Münster 2004

Was übrig bleibt. Eine Ausstellung vom Aufheben, Verstauen und Zurücklassen, Red. Magdalene Götz, Carolin Schweizer, Melanie Sing (Studien zur Materiellen Kultur, Kataloge), Oldenburg 2013